

## MEDIEN ZWISCHEN FICTION-MAKING UND REALITÄTSANSPRUCH – KONSTRUKTIONEN HISTORISCHER ERINNERUNG

Dass historische Erinnerung der Vermittlung bedarf, dass diese Vermittlung geprägt wird durch die sie jeweils tragenden Medien und dass diese Relationen (vergangenheits-)politische Relevanz besitzen, war Ausgangspunkt der vom 3. bis zum 5. September 2009 im Historischen Kolleg in München abgehaltenen Konferenz mit dem Thema „Medien zwischen Fiction-Making und Realitätsanspruch – Konstruktion historischer Erinnerung“. Organisiert worden war die Tagung von dem am Collegium Carolinum angesiedelten und von der VolkswagenStiftung getragenen Forschungsprojekt „Musealisierung der Erinnerung. Zweiter Weltkrieg und nationalsozialistische Besatzung in Museen, Gedenkstätten und Denkmälern im östlichen Europa“.

Das von den Organisatoren Monika Flacke (Berlin), Peter Haslinger (Marburg/Gießen), Monika Heinemann (München), Hannah Maischein (München) und Martin Schulze Wessel (München) im Voraus formulierte Interesse zielte auf die Eigen- und Wirkungslogiken unterschiedlicher (massen)medialer Träger in der Repräsentation von historischer Erinnerung sowie auf deren Auswirkungen im andauernden Aktualisierungsprozess gesellschaftlicher Erinnerungsbestände. Eine ganze Reihe von Beiträgen stellte ein Medium in den Mittelpunkt der Ausführungen und versuchte, dessen Eigenheiten im Wechselspiel von Gestaltungsmöglichkeiten und -zwängen sowie die dabei entstehenden Wahrheitseffekte auszumessen. So wies Hannah Maischein (München) in ihrer Analyse der dokumentarischen Bildpraxis der Shoah auf ein für historische Fotografien noch immer geltendes Paradigma der „Indexikalität“ hin: Da Fotografien immer einen realen physischen Gegenstand abbilden, würden sie in der Regel als rein dokumentarische Repräsentation von Vergangenen wahrgenommen, ihre kulturelle Codierung und ihr diskursiver Charakter auch in der Geschichtswissenschaft viel zu oft ausgeblendet. Dabei seien die gestalterischen Variablen offensichtlich, sowohl durch die fotografischen Mittel bei der Produktion, als auch durch die nachträglichen Selektions- und Manipulationsmöglichkeiten bei der Reproduktion des Fotos. Auch sei es wohl angemessener, beim Anschauen eines Fotos von einem „Bildakt“ zu sprechen, da die Bedeutung nicht bereits in der reinen Materialität der Fotografie festgelegt sei, sondern vor dem Hintergrund des jeweiligen diskursiven Wissens durch den Betrachter erst hergestellt werden müsse. Florian Arndtz (Basel) knüpfte in seinem Vortrag über Farbigkeit in dokumentarischen und fiktionalen Bildern des Zweiten Weltkriegs an diese Überlegungen an. Die technisch bedingte Schwarzweiß- bzw. Sepiaästhetik von Originalaufnahmen des Zweiten Weltkriegs gelte den Betrachtern als besonders authentische, als „eigentliche“ Farbe des Krieges. Dies werde dadurch perpetuiert, dass sich gerade neuere Filmproduktionen eben dieser Ästhetik bedienen, um besondere Echtheit zu suggerieren. Problematisch sei, dass dadurch zugleich einer

Distanzierungshaltung des Betrachters gegenüber den dargestellten Ereignissen Vorschub geleistet werde.

Mit den Spezifika bildliterarischen Erzählens beschäftigte sich Kathrin Kollmeier (Potsdam) in ihrem Vergleich zweier Graphic Novels über die deutsche Besetzung Frankreichs. Als hybrides Medium zwischen Text und Bild kombiniere die Graphic Novel bzw. der Comic die Möglichkeiten sequenzieller Narrativität mit einer sinnlich-ästhetischen Wirkung. Kollmeier führte vor, wie sich synchron angelegte Text-Bild-Kompositionen einerseits zur ikonischen Verdichtung nutzen ließen, wie aber andererseits durch bewusst gesetzte Ambivalenzen auch dekonstruktive Spannung erzeugt und so eine „zusätzliche Lesespur“ in die Erzählung eingeführt werden könne.

Bernandette Fülcher (Basel) befasste sich mit dem anhaltenden Trend zur szenografischen Raumgestaltung in historischen Ausstellungen. In einem Vergleich zweier schweizerischer Ausstellungen wies sie auf die gesteigerte semantische Komplexität hin, welche die so hinzugefügte Bedeutungsebene erzeuge. Problematisch werde dies durch die Schwierigkeiten eindeutiger Zeichencodierung, so dass oftmals ein Misslingen im Zusammenspiel von Raumgestaltung und Exponaten festzustellen sei. Gefordert sei deshalb eine Intensivierung des Dialogs zwischen Historikern, Kuratoren und Ausstellungsgestaltern.

Möglichkeiten, Grenzen und Strategien der Geschichtsvermittlung in der museologischen Praxis wurden in einer Podiumsdiskussion mit Vertretern verschiedener Museen und Gedenkstätten debattiert. Monika Flacke (Berlin), Volkhard Knigge (Buchenwald und Mittelbau-Dora), Piotr Majewski (Danzig) und Jörg Morré (Berlin) thematisierten insbesondere geschichtspolitische Diskussionen und Konflikte, die historische Ausstellungen, Museen und Gedenkstätten mit ihrer Arbeit anstoßen oder deren Existenz sie durch ihre Ausstellungstätigkeit offenlegen.

Thomas Weber (Berlin) fragte anhand eines Vergleichs von Internetseiten über das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück nach dem Charakter des World Wide Web als „Lieu de Mémoire“. Es lasse sich feststellen, dass sich das Internet als eigenständiges mediales Dispositiv mit eigenen Möglichkeiten und Maßstäben der Plausibilitätserzeugung herausbilde. Neben der Multimedialität der Technologie ergebe sich dies vor allem aus den Verweis- und Verlinkungsmöglichkeiten und der Herausforderung der Interaktivität. Als Spezifikum festgestellt werden könne die hohe technische und inhaltliche Aktualisierungsrate, so dass auch Angebote der historischen Vermittlungsarbeit permanent betreut und erneuert werden müssten.

Ebenfalls mit einem Phänomen neuester Medienentwicklung, dem des „User Generated Content“, beschäftigte sich schließlich Michael Eble (Bonn). Als Beispiele wählte Eble die Online-Enzyklopädie Wikipedia sowie verschiedene Portale, die es Nutzern ermöglichen, Zeitzeugenberichte über historische Themen nicht nur abzurufen, sondern auch selbst einzustellen. Ob diese „Demokratisierung der Inhalte“ aus grundsätzlichen politischen Erwägungen zu begrüßen sei, oder ob dies letztlich im Verlust akademischer Deutungshoheit einen eher negativen Effekt zeitigen werde, führte zu lebhaften Diskussionen. Positiv festzuhalten, so Eble, sei das Entstehen großer, automatisiert analysierbarer Korpora sowie die durch multiple Kontextverlinkungen verbesserte Erschließbarkeit der Inhalte.

Bewusst eingesetzte Strategien der Erzeugung bestimmter Effekte auf die Rezipienten sowie deren Wechselwirkung mit unterschiedlichen medialen Trägern waren ein weiteres wichtiges Thema vieler Beiträge. Suggestive Formen der Kommunikation und die Schaffung vorgeblicher Authentizität stellten sich dabei als zentrale Punkte heraus. So verwies Monika Heinemann (München) anhand eines Vergleichs zweier Warschauer Museen auf die Rolle von Emotionen in der Gestaltung historischer Ausstellungen. Neuere polnische Geschichtsausstellungen seien meist als sinnliche Erfahrungswelten angelegt, die auf ein emotionales Erleben von Geschichte abzielten. In der Analyse könnten diese nicht einfach als Text gelesen werden. Die suggestiven patriotischen und martyrologischen Sinnstiftungsnarrative der verglichenen Museen sowie deren sakrale Komponente als Gedenkorte würden erst deutlich, wenn man die gesamte Raumgestaltung einbeziehe und diese auf die beabsichtigte emotionale Wirkung hin befrage.

Andreas Schneider (Gießen) referierte über narrative Möglichkeiten der Suggestion von Authentizität am Beispielgenre der „emotionalen Archäologie“ im niederländischen Fernsehen der 1970er Jahre. Bereits sehr früh seien hier Darstellungsstrategien, wie etwa die inszenierte Spurensuche an einstigen Schauplätzen der NS-Massenmorde oder die bewusst subjektiv und emotional gestaltete Opfer- und Zeitzeugenbefragung entwickelt worden. In eine ähnliche Richtung ging der Beitrag von Michael Zok (Gießen), der sich mit der Rekonstruktion von Besatzungs- und Lagererfahrungen im polnischen Nachkriegsfilm beschäftigte. Neben der parabelhaften moralisierenden Erzählung sei auch hier das Paradigma möglichst getreuer Wirklichkeitswiedergabe zentral gewesen. Dazu habe man sich der Strategie bedient, biografisch betroffene Autoren und Schauspieler einzubeziehen und möglichst an Originalschauplätzen zu filmen. Weitere Möglichkeiten, den Anschein von Echtheit zu erwecken, zeigte Christian Hißnauer (Göttingen) in seinem Beitrag über die fernsehgeschichtliche Entwicklung des Doku-Dramas in der Bundesrepublik auf. Große Suggestivkraft sei etwa aus der Ineinandermontage von Zeitzeugenaussagen und nachgestellten Szenen geschöpft worden. Auch habe in einigen Beispielen die bewusste Thematisierung der Fiktionalität der Spielszenen den paradoxen Effekt hervorrufen können, den vermeintlich authentischen Charakter des Gezeigten noch zu steigern: Indem ein Sprecher den Aufbau der jeweiligen Szenen zunächst erklärte, seien diese dadurch mit einer Aura wissenschaftlich exakter Rekonstruktion versehen worden.

Frank Stern (Wien) zeigte in seinem öffentlichen Abendvortrag anhand von bundesdeutschen Spielfilmen der frühen Nachkriegszeit, dass die Thematisierung der Verfolgung von Juden im „Dritten Reich“ und des Holocaust im deutschen Film bereits kurz nach Kriegsende einsetzte. Damit widerlegte er die gängige Überzeugung, wonach die Darstellung des Massenmordes an den europäischen Juden in der Bundesrepublik erst mit der Ausstrahlung der amerikanischen Fernsehserie „Holocaust“ 1979 begonnen habe. Anhand jüngerer Beispiele deutscher Spielfilme und Fernsehserien wies er zudem auf die Persistenz von Vorurteilen gegenüber Juden und jüdischem Leben hin.

Im Bereich der Neuen Medien bewegte sich Steffen Bender (Tübingen), der eine Untersuchung zur Verarbeitung des Zweiten Weltkriegs als historisches Setting in

Computerspielen vorstellte. Als offensiv gesetzter Konsumanreiz werde dort ein Ideal der realitätsnahen Simulation historischer Kriegserfahrung postuliert. In der tatsächlichen Umsetzung zeige sich die Spielerfahrung dann jedoch meist eng an die etablierten Genrekonventionen gebunden und eher offen in der narrativen Gestaltung. Der historische Hintergrund diene letztlich als Kulissenreservoir, welches selektiv genutzt und den Konzeptionen und technischen Möglichkeiten der Spiele angepasst werde. Im Ergebnis entstehe so ein weitgehend entkontextualisiertes Bild des Zweiten Weltkriegs, das historisches Wissen weder als Bedingung des Spielerefolgs erforderlich mache noch dieses zu generieren vermöge.

Ein dritter wichtiger Aspekt, der in fast allen Beiträgen eine zumindest implizite Rolle spielte, war das Spannungsfeld von Medien und (Geschichts-)Politik. Einige Referenten rückten diesen Zusammenhang ins Zentrum ihres Interesses, so etwa Jürgen Kniep (Augsburg), der zur Produktion, Zensur und Rezeption von Kriegsfilmern in der Bundesrepublik der 1950er und 1960er Jahre sprach. Da es ein öffentliches oder museales Gedenken in dieser Zeit kaum gegeben habe, sei dem Film große Bedeutung für die Erinnerungstiftung zugekommen. Die bundesdeutsche Politik habe mit Bedenken auf diese Sonderstellung des Mediums geblickt und bis etwa Mitte der 1960er Jahre ein Paradigma der „pädagogischen Bevormundung“ aufrechterhalten. Anhand von Schriftwechseln und Sitzungsprotokollen der „Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft“ (FSK) zeigte Kniep, wie dieses Gremium Bilder und Narrative der Kriegsfilme teils deutlich beeinflusst habe, etwa im Sinne einer Aufrechterhaltung des Mythos von der „sauberen Wehrmacht“. Sandra Starke (München) beschäftigte sich mit der Bildpolitik der Alliierten im Zweiten Weltkrieg. Mit Armeeeinheiten, die ausschließlich zur fotografischen Dokumentation der Kriegereignisse aufgestellt wurden, sei das Ziel verfolgt worden, die Weltöffentlichkeit über eine „Verlängerung des unmittelbaren Blicks“ in das Geschehen einzubeziehen. Zwar habe die Vorgabe gegolten, rein dokumentarische Bilder zu liefern, zugleich hätten diese jedoch auch möglichst spektakulär sein sollen, so dass in technischer und fotografischer Hinsicht zunehmend die kommerzielle Filmproduktion zum Vorbild geworden sei. Ein umfangreicher Zensur- und Bewertungsapparat habe dann die Veröffentlichung des Bildmaterials nach politischen Vorgaben gesteuert.

Auch in denjenigen Tagungsbeiträgen, die sich mit symbolischer Kommunikation im öffentlichen Raum beschäftigten, bildete die Verbindung zu vergangenheitspolitischen Diskursen einen wichtigen Fluchtpunkt. Grundsätzliche Überlegungen äußerte hier Stephan Scholz (Oldenburg), der die Geschichte der vergangenheits- und identitätspolitischen Konflikte um die bundesdeutschen Vertriebenen Denkmäler skizzierte. Denkmäler könnten verallgemeinernd als gesellschaftliche „Nobilitierungsgesten“ und „Zeichen der Wertbemessung und Hierarchisierung von Erinnerungen“ gedeutet werden. Innergesellschaftlich käme ihnen eine symbolisch selektierende und damit notwendigerweise normative Funktion zu. Empirischer Klärungsbedarf bestehe allerdings bei den konkreten Mechanismen der Denkmalsrezeption im öffentlichen Raum. Hier sei nach einiger Zeit oft ein geradezu gegenteiliger Effekt zu beobachten, dass nämlich viele Denkmäler den eingenommenen Raum der Alltagsnutzung entzögen und somit paradoxerweise auch dazu beitragen

könnten, von ihrem Gegenstand abzulenken. Godehard Janzing (Paris) verwies auf eine vielen geschichtsbezogenen Denkmälern eigene Tendenz zu plakativen, simplifizierenden Aussagen, die zumeist mehr verdecken als zeigen würden. Dies könne am Beispiel zahlreicher Mahnmale der deutschen Teilung in der Bundesrepublik oder anhand der aktuellen Diskussion um ein in Berlin zu errichtendes nationales Freiheits- und Einheitsdenkmal nachvollzogen werden. Historischer Kontext werde dort mehrheitlich ausgeblendet, um eine geschichtsenteerte Sicht auf die vereinte Nation als unteilbares Ganzes festzuschreiben. Im Fall des geplanten Berliner Denkmals sei schon die Naivität gegenüber der Geschichte frappierend, die sich in den Wettbewerbsvorgaben ausdrücke.

Um die Beharrungskraft etablierter erinnerungskultureller Raumsemantiken ging es schließlich im Beitrag von Ekaterina Makhotina (München), die sich mit den Form- und Zeichentraditionen sowjetischer Kriegsdenkstätten auseinandersetzte. Seit den Liberalisierungen der 1980er Jahre habe in vielen Gedenkstätten eine semantische Pluralisierung stattgefunden, indem vor allem religiöse Symbole und Praktiken zurückgekehrt seien und sich in bemerkenswerter Nachbarschaft zur bestehenden sozialistischen Symbolik etabliert hätten. Ebenso seien viele Gedenkstätten um Zeichen ethnisch-nationaler und politischer Gruppen erweitert worden. Der überkommene, die zivilen Opfer marginalisierende Erinnerungsimperativ vom „Ruhm der Helden“ bleibe jedoch bestehen. Dies sei zum einen auf die andauernde Wirkmächtigkeit der in den monumentalen Gedenkstätten verarbeiteten Form- und Zeichentraditionen zurückzuführen, andererseits auf die diskursiv noch immer dominierenden Semantiken des sowjetischen Mythos vom „Großen Vaterländischen Krieg“.

Insgesamt gelang es der Tagung in anregender Weise, das Feld medialer Vergangenheitsrepräsentation zwischen technisch bedingten Eigenlogiken ihrer Produktion und Wirkung auf der einen und diskursiven bzw. politischen Einflüssen und Konflikten um ihre Rezeption auf der anderen Seite abzustecken. Es wurde eine Vielzahl von Möglichkeiten aufgezeigt, wie Medien als Träger historischer Erinnerung ihre jeweilige Spezifik entfalten, bestimmte Darstellungsstrategien ermöglichen und befördern und gleichzeitig je eigene Probleme und Verzerrungen in der Wiedergabe historischer „Realität“ erzeugen. Gleichmaßen wurde die Relevanz medialer Produktion für den vergangenheitspolitischen Diskurs und dessen andauernde Deutungskonflikte klar. Einen umfassenden Einblick in die diesem Prozess eigene Varianz gegeben zu haben, kann dabei als Verdienst der Tagung angesehen werden.

München

Felix Westrup